

Da ich offiziell über eine Kamera verfügte, konnte ich die gesamte tragische Zeit im Ghetto Lodz festhalten. Mir war bewusst, dass meine Familie und ich gefoltert und getötet würden, wenn sie mich dabei erwischten.« Das berichtete der Fotograf Hendryk Ross, der für die statistische Abteilung des dortigen Judenrats arbeitete und – überlebenswichtig – dokumentieren sollte, wie effizient das Ghetto organisiert war und welchen immensen wirtschaftlichen Nutzen es für die deutschen Besatzer hatte. Zusätzlich machte er Tausende von Fotos auf eigene Faust.

Auch Ross' Kollege Mendel Grossmann und sein Gehilfe Aryeh Ben-Menachem hielten sich nicht an Verbote, obwohl ihnen vom Leiter des Judenrats, Chaim Rumkowski, »... alle photographische Privatbetätigung strengstens untersagt« war. Der 32jährige Grossmann wurde Ende April 1945 auf einem Todesmarsch erschossen, Ross überlebte den Holocaust und konnte seine Fotos, die er im Ghetto vergraben hatte, nach dem Krieg selbst wieder ausgraben.

Interpretation der Realität

Dem Hobbyfotografen Zvi Hirsch Kadushin (später George Kadish) gelang es, seine Kamera ins Ghetto in Kanas zu schmuggeln und heimlich, z. B. durch seine Kleidung hindurch, zu fotografieren. Ihnen und den namenlosen jüdischen Fotografen aus dem Warschauer Ghetto, die ihre Aufnahmen im geheimen Archiv Oneg Shabbat des Historikers Emanuel Ringelblum versteckten, verdanken wir Bilder, die mitfühlend vom realen Leben und Leid der Ghettabewohner erzählen. Sie bilden den bedeutendsten Teil der aktuellen Ausstellung »Flashes of Memory. Fotografie im Holocaust«, die aus der Internationalen Holocaustgedenkstätte Yad Vashem in Jerusalem kommt und jetzt das erste Mal außerhalb Israels im Berliner Museum für Fotografie, im »Land der Täter«, zu sehen ist.

Fotos: Sie sind kein Abbild der Realität, sondern deren Interpretation. Gleichzeitig belegen sie, dass Ereignisse tatsächlich stattgefunden haben. Die Ausstellung möchte darüber aufklären, indem sie die Perspektiven der Fotografen

Drei Perspektiven

»Flashes of Memory – Fotografie im Holocaust« im Berliner Museum für Fotografie. **Von Sabine Lueken**



Mendel Grossman: Kinder auf einer Straße im Ghetto Litzmannstadt (Lodz)

und die Umstände des Fotografierens beleuchtet – essentiell heute, wo Bilder allgegenwärtig und für die Generation Instagram weitaus wichtiger sind als Texte. In die Ausstellung, farblich streng und symmetrisch gestaltet, kann man vor dem Betreten wie durch eine Kameralinse hindurch hineinschauen. In der Mittelachse befinden sich drei große Leuchttische mit unzähligen, darauf ausgebreiteten Fotos unterschiedlicher Provenienz, links und rechts davon wird Bildmaterial der jüdischen Fotografen, der Deutschen und der Befreier aus drei Perspektiven präsentiert.

Die Nazis waren sich der immensen Bedeutung visueller Medien als Propagandamittel für die Massenmobilisierung sehr bewusst und setzten sie von Anfang an für die Verbreitung antisemitischer Stereotype und radikaler Hassbotschaften ein. Prägnante Beispiele in der Ausstellung sind das »Verbrecheralbum« der Nürnberger Polizei und Beiträge im antisemitischen Hetzblatt *Der Stürmer*. Die Ausstellung zeigt, wie Fotografien gezielt aus dem Zusammenhang gerissen und bearbeitet wurden. Im *Illustrierten Beobachter*, in der *Berliner Illustrierten Zeitung*, der SS-Zeitung *Das Schwarze Korps* und in Propagandafilmen wurde suggeriert, Juden seien

faul, arbeitsscheu, kriminell, untereinander unsolidarisch und vieles mehr. Konsequenz analysiert die Ausstellung Leni Riefenstahls Körperästhetik in den »Olympia«-Filmen als Inszenierung eines »arischen« Gegenbildes zu der diffamierenden Darstellung von Juden.

Antisemitische Materialien

Gleich nach dem Überfall der Wehrmacht auf Polen wies Propagandaminister Joseph Goebbels die Fotografen und Kameramänner der Propagandakompanien an, »aus Warschau und aus dem ganzen besetzten Gebiet in grösserem Umfang als bisher Filmaufnahmen von Judentypen aller Art (...) zur Verstärkung unserer innen- und außenpolitischen antisemitischen Aufklärung« anzufertigen. In der Amateurfotografie von Soldaten zeigt sich, dass deren Blick von Indoktrination geprägt war. »Der ewige Jude; so schleicht er umher und macht die Menschheit unsicher«, schrieb der Unteroffizier Albert Glass auf die Rückseite eines Fotos, das er am 15. Mai 1941 in Krakow aufgenommen und per Feldpost an die Redaktion des *Stürmers* geschickt hatte. Das Propagandablatt hatte seine Leser

aufgefordert, antisemitische Materialien einzusenden.

In den 1920er und 30er Jahren hatte sich, durch die Einführung von Kleinbildkameras, die Hobbyfotografie rasant entwickelt, man schätzt, dass sich 1933 etwa zehn Prozent der Deutschen als Hobbyfotografen betätigten. Wie viele deutsche Fotoalben, ererbt von den Groß- oder Urgroßvätern, weisen wohl solche Fotos auf, wie das von den vier gutgekleideten Jungs auf einer Spritztour mit ihrem Cabrio, lächelnd schauen sie in die Kamera, am Fahrzeugheck prangt riesig ein Reserverad mit der Aufschrift: »Juden sind unser Unglück«?

Bilder der Alliierten

Die schlimmsten Bilder aus dem Holocaust sind die der Alliierten, die bei der Befreiung der Konzentrationslager aufgenommen wurden. Die US-Amerikaner erreichten Ohrdruf, ein Nebenlager des KZ Buchenwald und in der deutschen Erinnerungskultur kaum präsent, für die Westalliierten als erstes KZ

am 4. April 1945. In dem hektisch geräumten Lager fanden sie neben einzelnen Überlebenden zahllose Tote, in Dachau Hunderte von Leichen in Baracken und offenen Güterwaggons, halbverhungerte Häftlinge. Die Briten fotografierten und filmten in Bergen-Belsen und die Sowjets in Auschwitz. Manche der Aufnahmen der auf ihre Befreier wartenden Häftlinge waren nachgestellt, sollten im eigenen Land zeigen, dass die eigenen hohen Verluste gerechtfertigt waren. Sie dienten auch als Beweise bei den Nürnberger Prozessen und wurden der deutschen Bevölkerung zwecks Umerziehung gezeigt – eine Strategie, die nicht aufging.

Unser historisches Wissen über den Holocaust ist stark durch visuelle Medien geprägt, auch durch die Propagandabilder der Täter. Die Ausstellung sensibilisiert dafür, dass Bilder, trotz ihrer scheinbaren Evidenz, analysiert und interpretiert werden müssen wie andere historische Quellen auch. Sehr verdienstvoll.

■ »Flashes of Memory – Fotografie im Holocaust«, Museum für Fotografie, Jebensstr. 2, 10623 Berlin, bis 20.8.2023

Länger im Kino

Die Oscar-Akademie in Beverly Hills hat die Auflagen für Filme verschärft, die um den Oscar in der Sparte »Bester Film« wetteifern. Wie die Academy of Motion Picture Arts and Sciences am Mittwoch mitteilte, müssen nun alle Anwärter länger als bisher in einem Kino zu sehen gewesen sein, um sich für Oscar-Wahl im Folgejahr zu qualifizieren. Bislang galt die Auflage, dass Filme bis zum Jahresende in einem Kino in einer von sechs US-Metropolen mindestens eine Woche lang gezeigt wurden. Ab 2024 sind Kinovorführungen an zusätzlichen sieben Tagen in mindestens zehn US-Metropolen vorgeschrieben. Diese Auflagen gelten nur für Kandidaten in der herausgehobenen Sparte »Bester Film«, nicht aber für die übrigen 22 Kategorien. Betroffen davon sind vor allem Streaminganbieter wie Netflix, Apple TV plus oder Amazon, die häufig nur eine kurze Veröffentlichung ihrer Filme im Kino planen. (dpa/jw)

Spurlos

Mit dem Theodor-Wolff-Preis ist am Mittwoch in Berlin eine der wichtigsten Auszeichnungen im deutschen Journalismus vergeben worden. Die mit insgesamt 30.000 Euro dotierte Ehrung war in fünf Kategorien ausgeschrieben. In der Kategorie »Meinung« wurde dieses Jahr Dunja Ramadan für ihr Stück »Der Gatten und der Dschungel« in der *Süddeutschen Zeitung* ausgezeichnet. Sie kritisierte in ihrem Kommentar die vermeintliche Überheblichkeit der Ablehnung der Fußball-WM in Katar durch viele Menschen in Deutschland. Der Preis für die beste Reportage ging an Moritz Aisslinger mit »Dem Sturm ausgeliefert« (*Die Zeit*). Darin beschreibt er das spurlose Verschwinden von 90 Containerschiffen und deren Mannschaften pro Jahr. (dpa/jw)

Berliner Alltag

Stefan Danziger ist mit dem traditionsreichen Kabarettpreis Scharfrichterbeil 2022 ausgezeichnet worden. Das teilte das Scharfrichterhaus in Passau am späten Dienstag abend mit. Der 1983 in Dresden geborene Preisträger präsentiert gerne skurrile, alltägliche Begebenheiten aus seiner Wahlheimat Berlin. (dpa/jw)

■ Eine Liebeserklärung. Oleg Pogudin sang im Russischen Haus in Berlin

Montag abend im Russischen Haus in der Friedrichstraße in Berlin. Ein Piano, eine Violine, ein Kontrabass – und eine Stimme. Eine Engelsstimme. Oleg Pogudin singt russische Romanzen und traditionelles Liedgut. Und wie! »Lieder verbinden« heißt der Abend. Aber es ist noch mehr als das. Man schmilzt trotz der angenehmen Temperatur einfach dahin, das Publikum im vollen Saal wird zu einer großen Familie.

Die Freundin der Tochter meiner Freundin hat russische Wurzeln und hilft beim Verstehen der Texte. Das erste Lied beschreibt den langen Weg zur Geliebten durch die Nacht im Mondenschein. Sehnsucht und Freude, Ängstlichkeit und Traum. Im zweiten Song wird Oleg ein Tänzer, der mit seiner Stimme durch die

Lüfte fliegt. Sie nennen ihn nicht ohne Grund »die silberne Stimme Russlands«.

Die Violine hat ein furioses Solo, ansonsten trägt das instrumentale Trio das Kaffeehausflair der 20er Jahre in den Saal. Doch bald klingt Tragikomisches an. Die nächste Kurve wird steil. Din-din-din, die Glocken der Kutsche bilden den Refrain. Am Ende der Fahrt wird der Tod stehen, singt der Engel.

Der Tango rettet uns. Sogar mit deutschem Text: »Es muss was Wunderbares sein, von dir geliebt zu werden!« Bei dieser Liebeserklärung, zugleich einer Referenz ans Publikum, welkt keine Blume dahin. Sind Liebe und Verbundenheit nicht das, was wir am meisten brauchen? Als bald entlockt der Violinist seinem Instrument ein freudvolles Bibbern, wie man es von der

Mandoline kennt. Ein Walzer wird intoniert – und Oleg Pogudin singt auf Jiddisch. Das Publikum klatscht mit, bei jedem Refrain. Man kann sich dem nicht entziehen. Es ist wie russisches Silvester. Dann folgt ein ganz zärtliches Chanson. Und wenn Pogudin sein Trio oder auch mal das Publikum dirigiert, flattern seine Finger wie bei Waleri Gergijew, dem wahrscheinlich besten lebenden Dirigenten.

Ein weiterer Tango wird nicht nur gesungen, sondern auch getanzt. Oleg schiebt sich über die Bühne. Biegt die schönen Beine, hält eine unsichtbare Femme fatale im Arm. Verückung und Verklärung wechseln in seinem hübschen Gesicht. »Die Hoffnung ist mein Weltkompass«, heißt es in einer Liedzeile. O ja, das ist so gut zu verstehen. Eine berechnete

Hoffnung: Nächstes Jahr singt er wieder hier.

Gisela Sonnenburg

ANZEIGE

ISW **analysen. fakten. argumente.**

institut für sozial-ökologische wirtschaftsforschung e.V.

Die Umbrüche in der Wirtschaft seit dem russischen Angriff auf die Ukraine sind beispiellos. Nie dagewesene Preissprünge bei den Energieträgern, Angst vor Knappheiten und Engpässen, weit streuende Auswirkungen der Sanktionen und des Wirtschaftskrieges, eine sprunghafte Inflation, riesige staatliche Ausgaben und gesellschaftliche Umverteilungen – offen sichtbare Verwerfungen.

Der Autor Franz Garmreiter geht auf die folgenden Fragen ein: Droht uns in Deutschland – wie von Politik und Medien verbreitet – wirklich eine Gasknappheit? Welche Kosten kommen durch das Imbargo und den Wirtschaftskrieg auf Staat und Gesellschaft zu? Wie wirkt sich das ökologisch aus? Wer sind die Gewinner und wer die Verlierer? Und: Stimmt die verbreitete These, dass die hohen Gaspreise zwangsläufig zu hohen Strompreisen führen müssen?

isw-spezial 37 Juni 2023 / 24 S. / 3,00 EUR + Vers.

www.isw-muenchen.de

Alle lieferbaren isw-Publikationen:

isw – institut für sozial-ökologische wirtschaftsforschung e.V., Johann-von-Werth-Straße 3
80639 München. fon 089-130041, fax 168 94 15, isw_muenchen@t-online.de